Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 21 (1917)

Artikel: Ferientage im Wallis [Schluss]
Autor: Corrodi, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574762

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erinnerungstages. Ihnen ist Stückelberg kein kalter, unnahbarer Dozent, er ist der einführende, aufmunternde Lehrer und Freund, der die Kulturgüter seines reichen Wissens, seiner Sammlungen und Mappen ihnen auch außerhalb des Kollegiums zur Verfügung stellt. Stückelberg bleibt nie an der Einzelerscheinung hangen, sondern benutzt die Vielgliedrigkeit seiner Vorlesungen, um auf die großen inneren Zusammenhänge hinzuweisen. Daß er, der größte Lipsanograph unseres Zeitalters — wie ihn P. Leander-Helmling nennt — mit echt wissenschaftlicher Unvoreingenommenheit das hagiographische Gebiet kritisch, aber streng objektiv bearbeitet, hat ihm den Dank weitester geschichtsforschender und volkskundlicher Kreise eingetragen. Was Stückelbergs Vorlesungen seinen Schülern zum Erlebnis macht, das ist die innere Kraft, der lebendige Hauch, der aus des Vortragenden überzeugender Stoffdarstellung in die Herzen der Schüler überspringt.

August Heer, Arlesheim. E. A. Stückelberg-Medaille (Avers).
Phot. G. Dietschy & M. Sandreuter, Basel.

In seiner Person sind wir glücklich, auch einen echt vaterländisch gesinnten Schweizer verehren zu dürfen. Ueberall auf seinen zahlreichen Reisen im In- und Ausland gilt sein Interesse und seine Sammeltätigkeit vorwiegend schweizerischen Stoffen. Was er da für sein Basel, für sein engeres und weiteres Vaterland gesammelt, gesichtet und verarbeitet hat, ist nicht nur der Zahl, sondern auch dem Werte nach kostbar.

So treten denn die zahlreichen Leser der „Schweiz" heute in die lange Gratulationscour der Kollegen, Schüler, Freunde und Verehrer von Professor Dr. E. A. Stückelberg. Sie danken für die reichen Gaben, die sie bereits empfangen haben, und wünschen, daß des Jubilaren frischer Geist und Arbeitskraft zum Wohle der Wissenschaft und der Allgemeinheit sich noch recht ausgiebig und erfolgreich betätigen möge!

J. A. H.

Ferientage im Wallis.

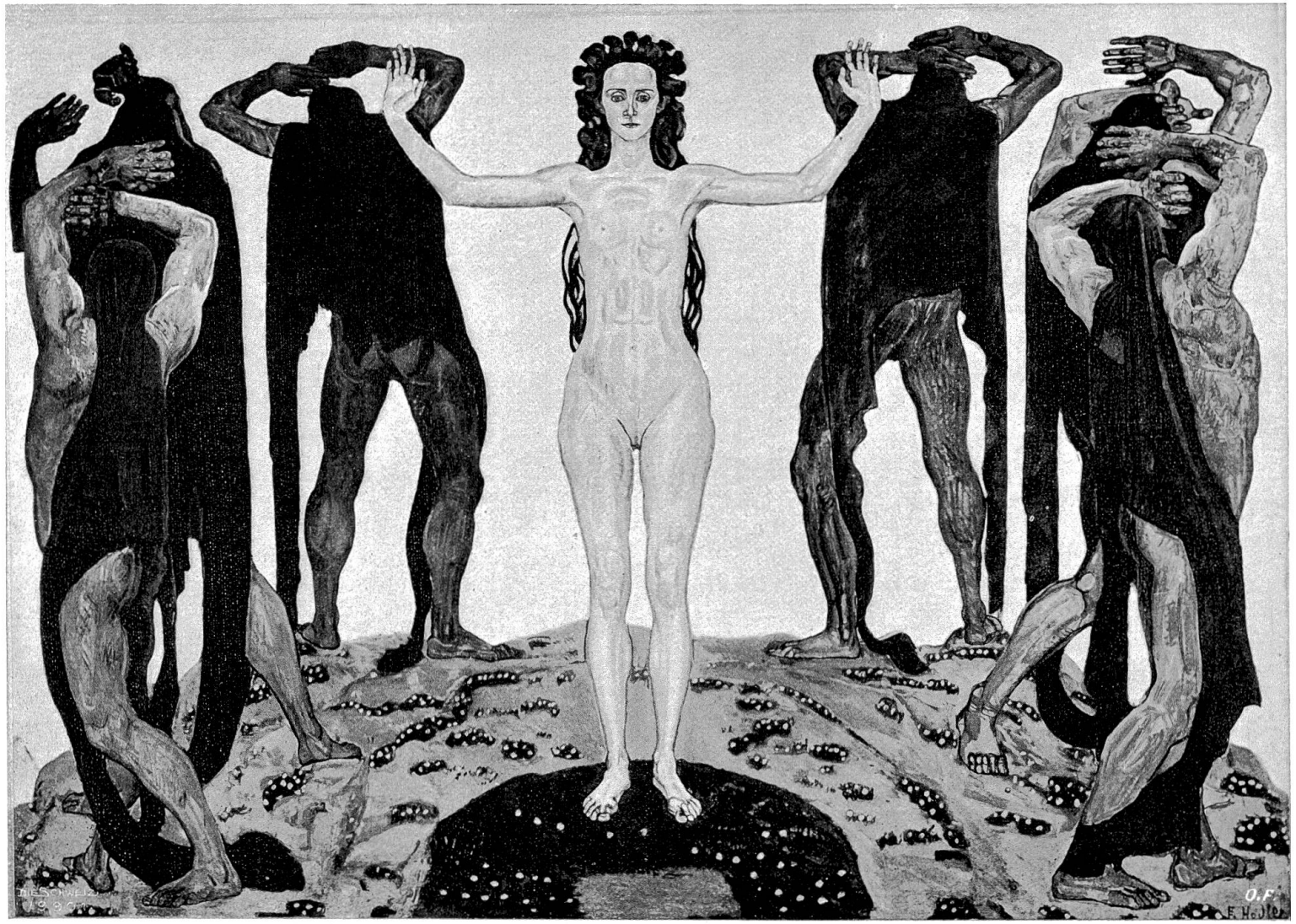
Nachdruck verboten.

Mit dreizehn Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers.

(Schluß).

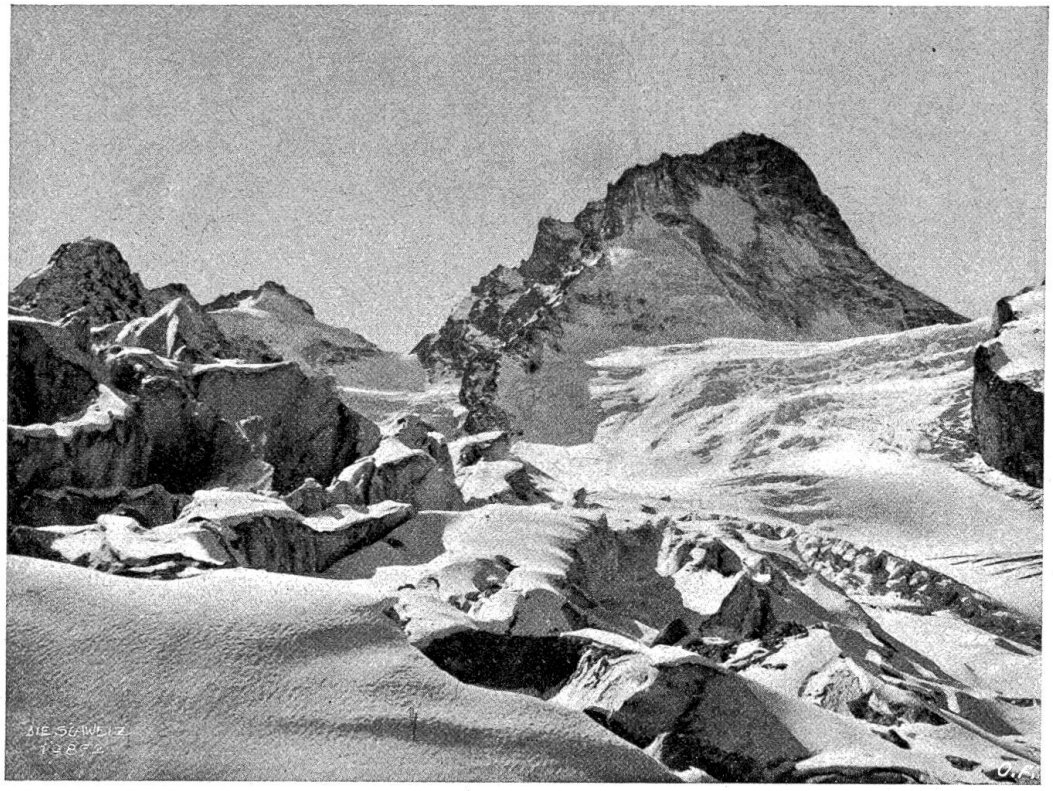
Dieser Musicus also brachte mir die Kunst des Reisens bei. Er fing an, indem er gleich den längsten und beschwerlichsten aller Wege wählte, der uns in einer das Prinzip des kleinsten Kraftaufwandes in ungeheuerlicher Weise auf den Kopf stellenden Weitschweifigkeit einige hundert Meter zu hoch, dann wieder in ein paar tiefe Schluchten hinunter, links und rechts um alle Bergvorsprünge herum und zuletzt doch an den richtigen Ort führte. Gleich von Siders an, nachdem wir die Miniatur-Toscana der Rhoneebene mit ihren zahllosen Rebhügelchen überschritten hatten, ging es durch den lichten Bergwald erbarmungslos jäh hinan; die Sonne drückte uns wieder ihre glühendheißen Hände auf den Rücken und den nackten Hals und feuerte, daß Gott erbarm. Und der Weg machte immer die gleichen läppischen Winkel und Kehren und immer nach oben! Ein ganz verschrumpfeltes altes Walliserweiblein, unter dessen bänderverziertem Sammethut nur die Nase und das Kinn hervorschauten, wies uns einen „kürzern" Weg. Er wurde immer steiler, enger und beschwerlicher, und längst nannte ich ihn grimmig den „Weg der Tugend"; er führte unentwegt nach oben. Wir verloren ihn auch bald genug, wie es eben so geht, und ließen uns von einem jungen Bauernmädchen, das ganz allein in einem braungebrannten Hüttlein hantierte, bequemere Pfade weisen. Ich war unterdessen wieder im Stadium der fixen Ideen angelangt und behandelte krampf-

haft das Thema Regenschirm, wie ich nämlich den zerbrochenen Stock meines Schirmes dahinten im weltverlassenen Walliseral sollte reparieren lassen. Als ich endlich gar keinen Ausweg aus der bösen Situation mehr wußte und das Möbel zwecks eigenhändiger Reparatur in Augenschein nehmen wollte, bemerkte ich, daß er gar nicht mehr an meinem Rücken hing; ich hatte ihn also endgültig verloren und freute mich wie Hans im Glück über diese einfache Lösung. Bei einer blitzsaubern, weißgetünchten Kapelle mitten im dunkeln Waldesgrün, neben der ein Brünnlein rauschte und Gottes Loblied sang, warfen wir uns wieder einmal in den grünen Rasen. Als wir unverantwortlich lange verschnauft hatten und ich den Rucksack bereits wieder aufgeladen, zog mein Musicus mit der unschuldigsten Miene ein Notizbuch heraus und fing an, das Kirchlein abzuzeichnen... Nun, schließlich kamen wir ja doch nach Vercorins hinauf, das so hoch über dem Rhonetal in einem Sattel des Bergrückens hingeschmiegt liegt: lauter vierbeinige Heugaden und unwahrscheinlich-malerische, zierliche Walliserhäuschen in der tiefen Glut ihres von hundert Sommern eingebrannten Schwarzbraun. Am Weg blühten Tausende von Heckenröslein, zarte, feine, bleiche und verführerische, üppige, dunkelrote, und sie, die im Tale fast geruchlos sind, strömten einen berückend süßen, aromatischen Duft aus. Also warfen wir uns wieder hin, schauten den Himmel und die ziehenden Wolken an und tranken beglückt dieses Süßeste, Aetherischste, was uns die Natur bietet, den Rosenduft. Gerade über meiner Nase wiegte sich ein solches Röslein im leichten Winde. Wie zierlich war es, wie schön! Seiden glänzten die rosigen Blättchen; wie fein waren sie alle geschnitten, wie sinnreich waren sie von dunkelroten Aederchen durchzogen! Wie ein winziges gelbes Bäumchen ragte die Narbe in der Mitte auf, und rings um sie herum baumelten an feinen weißen Stielchen die unzählbaren goldenen Schühlein der Staubbeutel! Ja, in einem einzigen solchen Blümlein liegt mehr edle Form, mehr Linie, mehr Schönheit, als im ganzen Massiv des Monte Rosa, ganz abgesehen von den geheimnisvollen Kräften des Lebens, die in diesen Zellen weben und wirken. Wahrlich, ich begann meinen Freund zu verstehen, der einmal sagte, in dem kleinen Fleck einer blühenden Wiese finde er unendlich viel mehr Schönheit als im größten Gletscher. Sind wir Ferienbummler des zwanzigsten Jahrhunderts nicht auf dem Holzweg, wenn wir unser Glück und Heil nur in der Hochgebirgswelt, womöglich auf Gletschern und Firnen, über 4000 Meter suchen? Haben Shakespeare, der von den Alpen gar nichts weiß, und Raffael, der immer nur schöne Frauen malte, die alten Griechen und alle die andern, die wir so sehr bemitleiden, die in den Alpen nur die Schrecknisse des Todes und der Unfruchtbarkeit sahen, nicht vielleicht auch etwas von Schönheit gewußt? Ist nicht vielleicht gerade diese Bevorzugung der ungeformten wilden Größe, des starren, weißen Todes, der steinernen Einöden, der Ruinenwelt unserer Alpen ein Zeichen der Geschmacksverrohung? Sind nicht die verachteten „Talsohlenklubisten" vielleicht doch die „bessern Leute" als die „Viertausender-Macher"? Ich werde nie vergessen, wie ich einmal mit einem solchen, einer bekannten Sportsgröße, im Herbst nach Zinal hinauf wanderte. Es war ein unbeschreiblich schöner Tag; wir schritten unter uralten Lärchen, die von Baum zu Baum ihre Goldnetze gesponnen hatten, durch die das lichte Blau des Oktoberhimmels, das silberne Weiß der Wolken brach; an den hohen Spitzen und Zacken der Berge dampften die Nebel... Von all dieser Pracht sah dieser Fex nichts; er erzählte mir ununterbrochen von seinen Touren, von all den Viertausendern, die er erstiegen, von den Fährnissen und Wagestücklein dieser Besteigungen, wie die internationale Gesellschaft an der table d'hôte des erstklassigen Hotels bei ihrer Rückkehr sich erhob und ihnen, den beschmutzten, geschundenen, verbrannten Bergsteigern, Beifall geklatscht... Und warum war er in so später Jahreszeit noch da hinaufgestiegen? Um die Hotels mit ihren Hunderten von kahlen Fenstern zu photographieren — „Lichtbilder" für einen Vortrag wollte er sich verschaffen. Ich bin beileibe kein Feind der Berge — wie wäre



Ferdinand Hodler.

Die Wahrheit, 1903.
Sammlung Reininghaus, Wien.



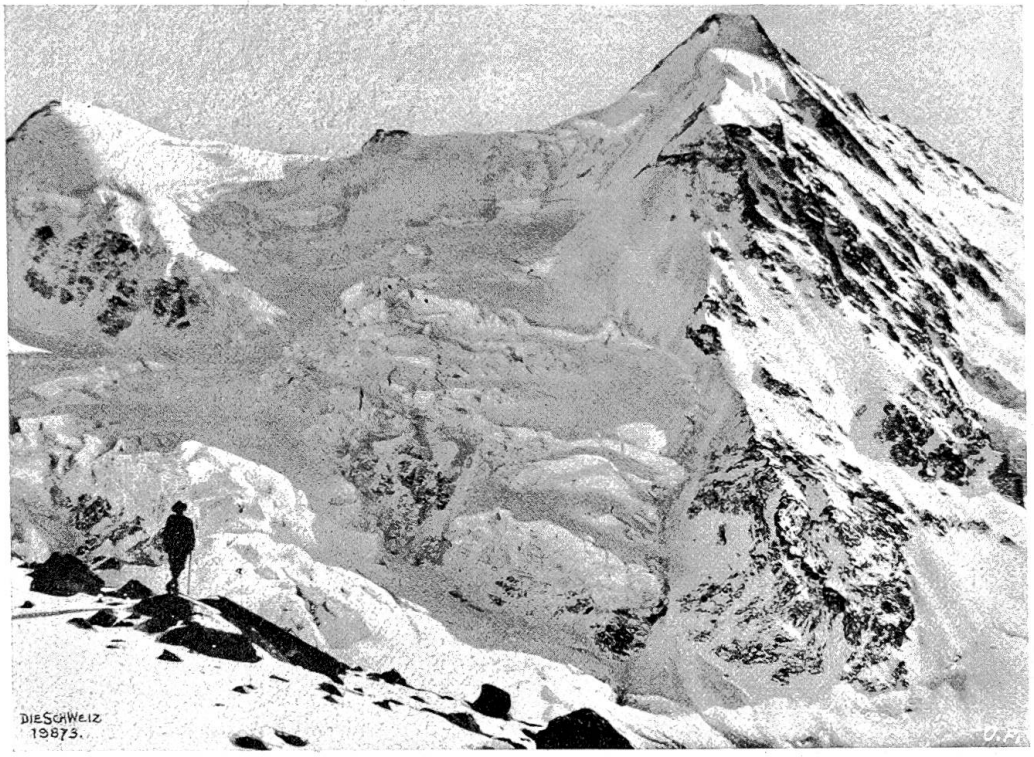
Ferientage im Wallis Abb. 7. Dent Blanche und Glacier Durand vom Glacier de Zinal.

ich sonst ins Wallis gegangen! — aber wer eine Rose nicht mit Entzücken und Wärme lieben kann, wer für die Schönheit einer Lärche, an deren so oft merkwürdig symmetrisch gewachsenen, die Form eines Spitzbogens ausfüllenden Aesten und Zweigen die goldenen Herbstnadeln im Sonnenlichte leuchten, unempfindlich ist, wer kalt bleibt beim Anblick der edeln, ernsten, erhabenen Größe vieler Tannen, die in den Bergen oft in unbeschreiblich vornehmer Nonchalance ihre Aeste hangen lassen, der rede nicht von der Schönheit des Hochgebirges!

So denkend lag ich immer noch unter den Heckenröschen bei Vercorins. Endlich ging es weiter. Unser Weg führte uns in eine tiefe Waldschlucht hinein, die ganz in das Innere des Berges eingegraben war, die Welt verengte sich seltsam, aller Ausblick schwand: wo das Auge hinblickte, nichts als wogende Tannen und Lärchenwipfel und wenige Laubkronen des Bergahorns. Wald, nichts als Wald! Welch ein unnennbarer Zauber umwebt dieses Wort! So setzten wir uns denn wieder auf einen moosbedeckten Stein, lauschten dem Weben der Einsamkeit und ließen uns das leise Rauschen der Kronen und Wipfel durch die Seele schauern. Nur die blauen Abendschatten, die in der Tiefe über den weißen Schaum der Navigence krochen und den Berghang gegenüber zu erklimmen begannen, bewogen uns, weiterzugehen, weiter, hoch oben am riesigen Berghang, bergauf, bergab, an winzigen Dörflein vorbei, die eng zusammengeschart auf den Knieen des Berges ruhten. So erreichten wir denn zuletzt doch unser Ziel im hintersten Talwinkel, und wenn wir auch doppelt soviel Zeit gebraucht, ich hatte doch eines gelernt: die Kunst des Wanderns.

III.

Im Hintergrund eines dieser südlichen Nebentäler des Wallis verbrachten wir herrliche Ferientage, in einem kleinen, wenig bekannten Ort, der gleichsam hingeschmiegt im schützenden Schoß eines mächtigen Bergstockes liegt. All die kleinen Fensterlein dieser Häuschen und Hütten — die fast ausnahmslos auf Pfählen ruhen, sodaß man, durch die Dorfstraße gehend, unter den Häusern hindurch ins Land hinaus schauen kann — blicken gleich klaren, morgenfrischen Aeuglein nach Süden; wie die Blumen suchen sie die



Ferientage im Wallis Abb. 8. Obergabelhorn, von der Cabane Mountet (Zinal) aus.

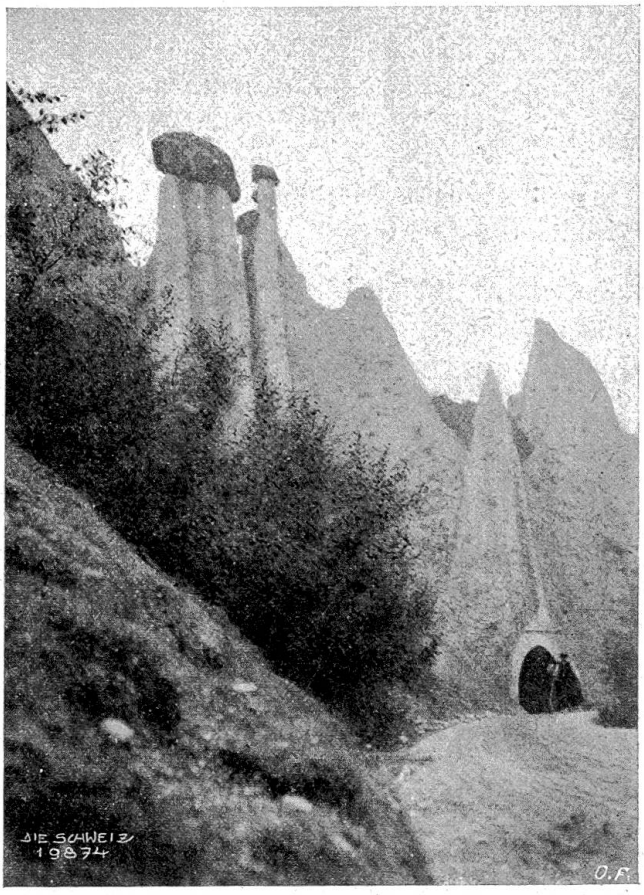
Sonne, und in ihrem Schein lassen sie es sich wohl sein und sich braun und schwarz brennen. Nur das blendendsaubere Kirchlein ist weiß gemauert, alle andern Häuser sind aus Holz gebaut, mit Ausnahme eines einzigen, das mit winzigen Fensterlein am Ufer eines schäumenden, übermütig durch die grünen Matten zu Tale purzelnden Silberbächleins liegt, einer kleinen, geheimnisvollen Festung gleich, die denn auch ganz seltene Schätze behütet, wie wir erfahren sollten.

Am Abend liegt das Dorf schon früh im kalten Schatten; dann steigen aus dem weiten, tiefen Talkessel, der zu seinen Füßen liegt, die blauen Abendschatten an der gegenüberliegenden, mächtigen Berghalde hinauf. Unermüdlich klettern sie aufwärts und schleppen ihre dunkelblauen Riesenmäntel immer höher und höher hinauf; der Berg aber erglüht in feurigem Brand, als zöge sich alles Leben und alles Blut in die Spitzen hinauf; immer höher rückt die Glut, dann verglimmt sie am Gipfel eines mächtigen, auf gewaltigem Fundament ruhenden Felsenstockes — noch lange flammt aber in unermeßlicher Höhe hinter ihm eine der eisigen Majestäten in makelloser Reinheit lodernd in den dunkelnden Abendhimmel hinein. Dann erstirbt auch in jenen erstarrten Höhen die lebendige Glut; in gespenstig bleicher Weiße stehen sie unbegreiflich fern und hoch da, bis die dunkle Nacht auch sie überschwemmt. Nur aus der Tiefe des gähnenden Talkessels tönt das ewige Wanderlied des nimmermüden Bergstromes über die leisrauschenden Waldwipfel zu uns herauf, das ewige Lied zum Lob und Preis der Schöpfung; träumerisch lauscht ihm die Nacht und, in ihr versunken und verloren, ein paar verspätete Wanderer.

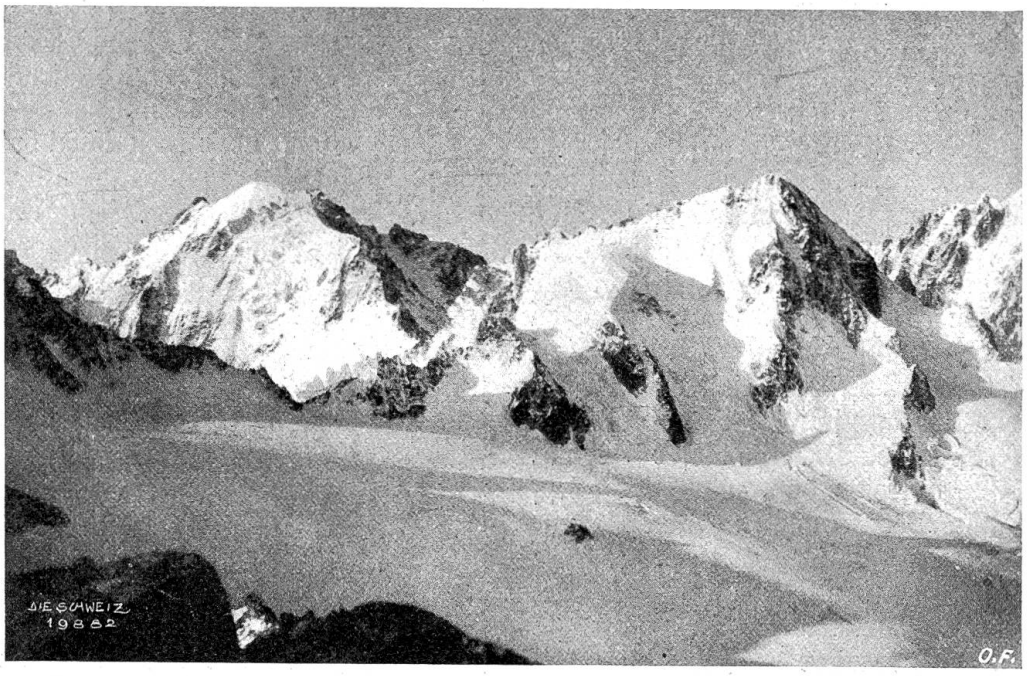
Nur schwer fand sich unser Musicus in der düsteren Schönheit dieses Alpentales zurecht. Er, der sonnendurstige, ins Hochgebirge verirrte Italienschwärmer, vermißte die heiße Glut des südlichen Abendhimmels, die Schwüle der klaren Sommernacht, das Sonnenflimmern über weiten, hitzeglühenden, fruchtgesegneten Ebenen, das feurige, lachende Leben des Südens, die rasche Leidenschaftlichkeit, den frohen unbekümmerten Uebermut. „Das Bergsteigen verdummt den Menschen!“ behauptete er oft. „Sieh nur, wie diese Walliser herumstehen, unbeweglich wie Scheiterstöcke, die Hände in den Hosentaschen, den Kopf gesenkt, auf eine Pfeife

beißend, kaum verlieren sie in einer Stunde ein Wort... Das Schönste hier oben ist jene lichte Helle über den hohen Bergen und der Gedanke, daß es dort hinab nach Italien geht." Die Berge erschienen ihm als erdrückende, atembeengende Ruinen, die aus ihren furchtbaren Höhen Ströme des Eises, verheerende Lawinen, Wildbäche, die die kärgliche Vegetation der Berghalde aufrissen und die Eingeweide des Berges bloßlegten, Schutt, Geröll in ununterbrochenem Steinhagel zu Tale sandten. Er empfand im höchsten Grade die Menschenfeindlichkeit dieser Urwelt, ahnte den aufreibenden, endlosen Kampf der armen Bergbewohner gegen die unbarmherzigen Naturgewalten. Jeden Abend verkündete er seine bevorstehende Abreise, und jeden Morgen verschob er sie wieder. Der Zauber der Alpenwelt ergriff auch ihn, je länger er weilte. Und wenn er auch keine golden wogenden Kornfelder, keine florentinischen Rosengärten, keinen brennend weißen Sand am dunkelblauen Meer fand, so doch zuhinterst im Tal einen über viele hundert Meter hohe Abstürze zu Tal brechenden Gletscher von unbeschreiblicher Reinheit: makellos reinen Schnee, tiefe, blaue Spalten und eine grüne Eiszunge, die buchstäblich in einen Blumenteppich hineinfloß. Auf beiden Ufern des Eisstromes blühten im jungen, zartgrünen Grase Myriaden dunkelblauer Veilchen, himmelblauer Vergißmeinnichte, gelben, purpurnen und blauen Enzians, Glockenblumen, Männertreu und anderer Alpenblumen in leuchtenden Farben; auch Edelweiß fanden wir hier am Wege. All diese Blumen bildeten einen Teppich von satter Farbenglut, darin eingebettet lag der grüne Gletscher; weiter hinten blinkten die gleißenden Firnfelder, über die düster drohend die gewaltige Dent Blanche (Abb. 7) zu uns herabblickte, und über allem ein azurblauer Himmel — der natürlich nur so blau sein konnte, weil Italien so nahe — das alles nahm auch sein Herz gefangen. Und ich konnte mich eines Lächelns nicht erwehren, als er mich im folgenden Winter einst am Arm ergriff und mir gestand, er habe Heimweh nach den Walliserbergen, er nehme vieles zurück, was er dort oben gesagt habe.

Noch etwas aber hielt ihn dort oben fest: die Glut einer südlichen Sonne, die in einem herrlichen Weine gleichsam kristallisiert war. Die Bewohner dieses Bergtales sind treffliche Winzer. Die halbe Zeit ihres Lebens bringen sie auf ihren Mauleseln zu, die sie ihr Leben lang talaus- und -ein schleppen, bis sie zusammenbrechen und abgetan werden. Der Frühling findet die Bauern im Rhonetal unten, wo sie in ihren großen Rebbergen die ersten Arbeiten besorgen, im Sommer steigen sie mit der Reife des Grases auf die Mayens hinauf, die Sennen mit dem Vieh bis auf die höchsten Alpen; im Herbst schneiden sie in der Rhoneebene unten ihre süßen Trauben (nachdem sie vorher schon unten waren, um sie zu bespritzen), im Winter endlich ziehen sie wieder ins Dorf und in die Mayens hinauf; denn sie tragen nicht das Heu dem Vieh zu, sondern sie ziehen mit dem Vieh dem Heu nach, und alles folgt, das ganze Dorf, Kind und Ke-



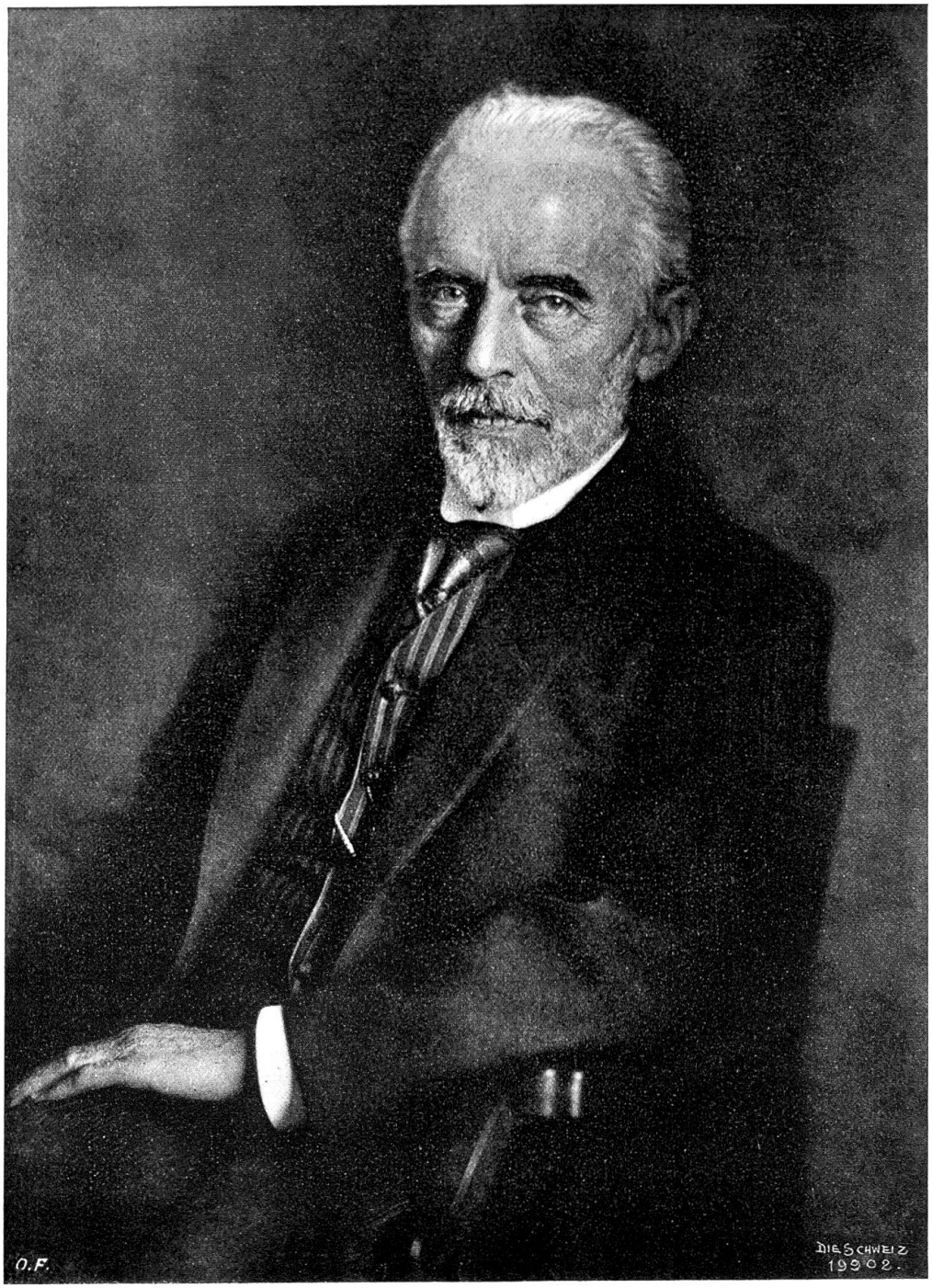
Ferientage im Wallis Abb. 9. Erdpyramiden bei Useigne, Val d'Hérens.



Ferientage im Wallis Abb. 10. Aiguille d'Argentière und Aiguille du Chardonnet, von der Aiguille du Tour aus.

gel, Sack und Pack, Schulmeister und Pfarrer. Der Gemeindepräsident unseres Dorfes genießt unter Kennern einen vorzüglichen Ruf als Besitzer köstlichster Reblagen; eine Empfehlung verschaffte uns bei ihm Zutritt. Wir fanden einen Mann, vor dem man unwillkürlich an den Kopf griff, um den Hut zu ziehen, wenn man da oben auch keinen trug, einen Mann, vor dem man seine Worte und Gedanken wählte: einen Sechziger von hoher Gestalt und von ungebeugter Kraft, mit mächtigem Kopfe gleich einem Granitblock. Er war einst Bergführer gewesen und hatte weit über hundert Mal seinen Fuß auf den Nacken eines Viertausenders gesetzt; mit klarer Ruhe und zurückhaltender Bescheidenheit erzählte er von Wagnis und Gefahr, Sturm und Unwetter, geglückten und vereitelten Bezwingungen der Riesen seiner Heimat. Dann führte er uns in seinen berühmten Keller (es war eben jene kleine Festung, das einzige aus Stein gebaute Haus), und da saßen wir so vergnügt neben den großen, kostbaren Fässern wie Böcklins Faune neben der schönen Quelle. Wir kosteten den heute selten gewordenen süßen Muskateller, einen feurigen Malvoisier, der einen herrlichen Duft ausströmte, einen „Glacier" aus dem Jahre 1884, endlich aber gar einen 55-jährigen Wein von unvergleichlicher Glut und Würze, der allerdings von Zeit zu Zeit mit jüngeren Weinen gespiesen worden war. Auf Gestellen über den Fässern lagen in langer Reihe Käse aller Arten, bis zu einem hundertjährigen Laib, der steinhart geworden; dazu ein Brot, das man am besten mit der Axt gespalten hätte. Diese Dörfer haben nämlich fast alle ihren Gemeindebackofen, in dem die Bauern abwechselnd backen und zwar nur ein- oder zweimal im Jahr. Wir verliebten uns richtig in die schönen Augen dieser seltenen Quelle und saßen oft stundenlang in dieser kleinen Festung, schlürften den goldenen Wein und hörten unsern freundlichen Wirt von seinen Bergtouren und seinen Wanderungen in die weite Welt erzählen, vernahmen sein Urteil über die italienischen Weine, die er vom Piemont bis nach Neapel an der Quelle studiert hatte, lauschten den Sagen des Tales und der Geschichte des Baues und der Unterhaltung der großen Wasserleitungen, der „heiligen Wasser".

In unserem kleinen, alten Gasthaus stand ein kleines, noch älteres Klavier. Es war ein abgehacktes, dünnstimmiges Marterinstrument, wie man es nur in Berghotels in solcher Vollendung findet. Wenn, durch die lange Abstinenz gefördert, die



Phot. Ls. Zumbühl, Bern.

Ferientage im Wallis Abb. 11. Aiguille du Chardonnet, Aiguille verte und Mont Blanc, von der Aiguille du Tour aus.

Sehnsucht nach Musik zu stark wurde, versuchte ich auch etwa, ein paar Töne anzuschlagen, aber immer zog ich erschrocken die Hände zurück; denn während die einen Tasten schon anschlugen, kaum daß man sie berührte, knackten andere erst nach wiederholter Bemühung hinunter, wieder andere waren halb oder ganz blind. Es ist mir immer unverständlich gewesen und ist mir heute noch vollkommen rätselhaft, wie unser Musicus dieser Marterkiste, diesem Hackbrett Ströme des Wohllauts, ein sprudelndes perlendes Wasserspiel steigender und sinkender Melodien entlocken konnte, Melodien, die sich wie ein süßes Gift ins Blut einschlichen und tagelang in den Ohren nachklangen. Niemals habe ich einen ähnlichen Sieg des Geistes über die Materie erlebt. Er begann damit, daß er mit Hammer und Nagel den alten Kasten reparierte, damit wenigstens nicht alle fünf Oktaven gleichzeitig erklangen. Dann setzte er sich hin und spielte, spielte, bis jeder andere Ton verstummte, keiner mehr ein Wort sprach, wir alle in Sinnen und Träumen versanken, Raum und Zeit vergaßen, bis alle unsere andern Sinne einzuschlafen schienen und wir nur noch lauschten, von unnennbaren Gefühlen bewegt diesen Tönen lauschten, die uns zu Tränen erschütterten, während seliges Entzücken ein Lächeln auf alle Gesichter lockte. Kaum hörten wir noch in den stummen Pausen durch die offenen Fenster aus der blauen Nacht herauf das ewige Rauschen des Bergstromes. Das war mir nicht neu; ich kannte die Macht seines Spieles, ich kannte auch sein unbegreifliches Musikgedächtnis, das niemals zu erschöpfen ist, das alles zu umfassen scheint, was die großen Meister deutscher Musik von Bach bis Wolf an herrlicher Lyrik erschaffen haben, und doch erlebte ich noch eine Ueberraschung: ein paar junge Genfer Damen wollten sich an französischer und italienischer Musik erlaben und tischten ihm eine Unzahl Wünsche auf, Arien aus allen möglichen Opern, Tänze, Märsche, Gassenhauer — wenn sie keinen Namen wußten, so sangen oder pfiffen sie die Melodie — und alles spielte er: Sachen, die er — ich könnte mich verschwören — nie vor Augen gehabt, kaum daß er sie vielleicht einmal gehört hatte. Ich hatte ihn auch im Verdacht, daß er die vorgesungenen Melodien einfach aus dem Stegreif harmonisiere und verarbeite. Wenige Male spielte er uns in kleinem Kreise auch aus seinen eigenen, herrlichen Liedern vor; dazu sang er, den unvermeidlichen Stumpen im Munde, mit leiser, aber seltsam ergreifender Stimme, die wie aus

Ferientage im Wallis Abb. 12. Glacier du Trient (von der Cabane Dupuis aus) mit Aiguille du Chardonnet und Aiguille du Tour.

weiter Ferne herüberzuklingen schien und unsere Herzen mit sehnsuchtsschwerem Glück erfüllte... Es waren unvergeßliche Abende.

IV.

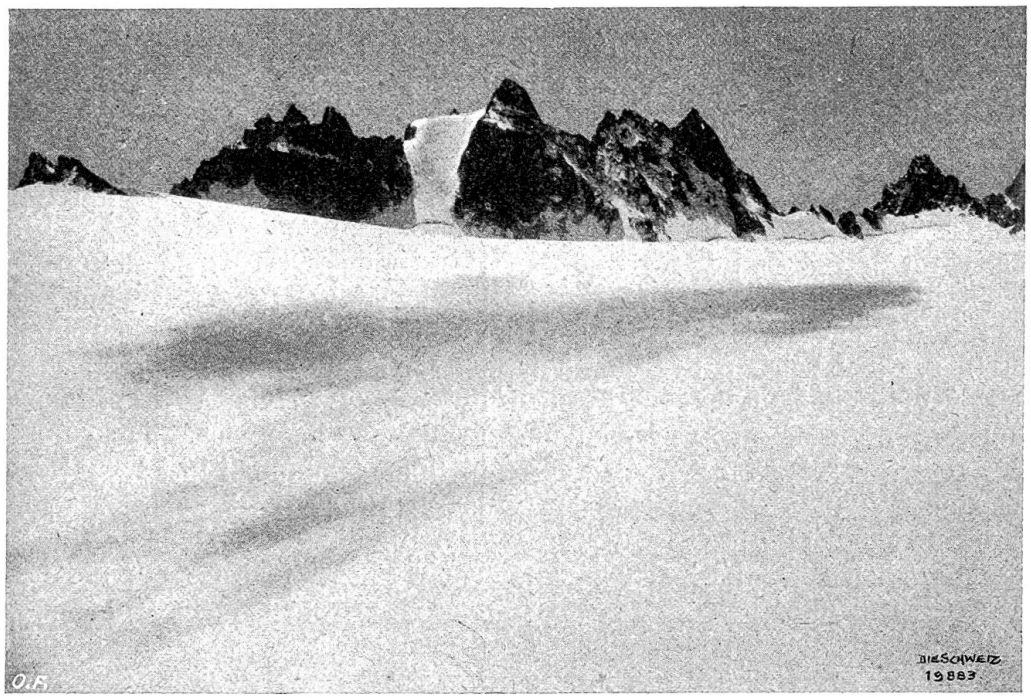
Ein paar Wochen später sah mich die aufgehende Sonne an einer steilen Schneewand der Aiguille d'Argentière kleben, des höchsten schweizerischen Gipfels der Mont-Blanc-Gruppe. Von unserm Musicus hatte ich Abschied genommen. Nachdem er drei Wochen lang jeden Tag erklärt hatte, er werde jetzt dann verreisen, war er zuletzt wirklich zu Tal gefahren; er müsse wieder einmal „Sommer" haben, meinte er und war nicht mehr zu halten. So ging er nach dem malerischen Siders im Rhonetal, fand aber dort solchen Ueberfluß an Sommer, daß er gleich am nächsten Tage schon in einem Zug wieder weg und auf den Gornergrat — 3136 Meter hoch — hinauffuhr... Ein anderer Freund hatte sich mir gesellt, ein kleiner, aber zäher, unbedingt zuverlässiger, froher Gesell von sehniger Stärke und trotziger Energie, der mir nun vorankletterte, daß es eine Freude war.

Tags zuvor waren wir zur Saleinazhütte hinaufgestiegen, um uns die hohen Herrschaften ganz gemütlich von unten anzusehen, ohne jeden boshaften Hintergedanken. Aber die Aiguille d'Argentière (Abb. 10) hatte uns in ihren Bann gezogen; immer wieder hatte diese gewaltige Schneepyramide, die in makelloser Reinheit sich in den azurblauen Himmelsdom auftürmte, unsere Blicke gefangen. Eine haarfeine Linie, die vom Gipfel sich zum Fuß hinunterzog, erregte besonders unsere Aufmerksamkeit. Wir wußten nicht, ob wir sie einem abgestürzten Felsblock zuschreiben sollten; denn es fiel uns nicht ein, daß Menschen so verwegen sein könnten, an dieser furchtbar steilen Wand auf- oder abzusteigen, an einer Wand, die so steil war, daß nur zur Mittagszeit, da die Sonne fast über unsern Köpfen stand, der Schatten der Gipfelgwächte bis an den Fuß der 900 Meter hohen Wand reichte. Scheinbar gleichgültig und nur so nebenbei, halb scherzend, fragte ich: „Was meinst du, wenn wir die Aiguille d'Argentière machten?" Aber schon pochte das Herz ungestüm, schon war der Trieb stürmisch, und schon wußte ich, daß ich nicht widerstehen könne. Der Gedanke war verwegen; wir hatten nicht mit einer solchen Hochtour gerechnet, hatten fast keinen Proviant bei uns, keinen Führer, kein Seil — aber es mußte sein. Nachts um zehn Uhr, nachdem

wir immer wieder vor die Türe getreten waren, um das königliche Haupt im Glorienschein des Sternenkranzes zu bewundern, verabredeten wir uns mit dem Hüttenwart, der uns führen sollte, und schon um ein Uhr brachen wir auf.

Nun waren wir schon weit über 3000 Meter hoch. Ein Morgen von unfaßbarer Schönheit brach an. Kurz, bevor die Sonne aufging, stand der Mond als feine Sichel am dämmernden Himmel; von der Erde beleuchtet war sein volles Rund über der schmalen Sichel deutlich zu erkennen: gleich einem ungeheuern, von geheimnisvollem Licht erfüllten Kristall auf leuchtend goldener Schale stand er über den dunkelblauen Silhouetten der östlichen Berge. Dann begann das Wunder des Sonnenaufgangs im Hochgebirge, vor dessen Schönheit man immer wieder fassungslos steht: zuerst küßte das junge Licht die Silberspitze der Argentière, daß sie rosig erglühte, dann zündete der Morgen auf den andern Spitzen seine Fackeln an. Immer strahlender, überwältigender quoll das Licht über den östlichen Horizont; langsam ließen die hohen Majestäten den dunkeln Mantel der Nacht an sich niedergleiten und entblößten ihre Schönheit dem sieghaften jungen Tag. Dann schoß uns ein diamantener Blitz blendend in die Augen, eine Sturmflut des Lichtes umbrandete uns, die Sonne hatte sich in strahlender Erhabenheit über die Berge heraufgeschwungen; geblendet schlossen wir die Augen. Immer tiefer sank das Licht; die Nacht in dem zerschrundeten Gletscherkessel, der in schwindelnder Tiefe unter uns lag, lichtete sich zu einem Blau von böcklinischer Glut, die ganze Flanke des Berges leuchtete in zartem Rot, unsere Schatten darauf aber waren ein lichtes, feines Blau. Und das Herrlichste: unter der obersten Schicht des körnigen Schnees schienen Myriaden von Smaragden zu liegen, ja, das ganze Berginnere schien aus solchen zu bestehen — sie strahlten ein mystisches grünes Licht aus. Nie auf allen meinen Touren im Hochgebirge habe ich ein ähnliches Farbenwunder geschaut.

Der Aufstieg durch das Couloir Barbey und über den Ostgrat war mühsam; wohl weit über tausend Stufen mußte unser Führer vom Fuß bis zum Gipfel in den hartgefrorenen Schnee pickeln, an dessen Glasur das stärkste Schuhwerk abglitt; stellenweise lag blankes Eis unter dem Schnee, auch die Felsen des Grates trugen diese Glasur. Aber rüstig kletterten wir aufwärts, und nur selten schweiften unsere Blicke von den Felstürmen und Schneegräten, die sie mit gespanntester Aufmerksamkeit abtasteten, in die schwindelnde Tiefe hinunter. Etwas ungemütlich war auch das Gipfelgrätchen: gleichsam auf einem geneigten Dachfirst stie-



Ferientage im Wallis Abb. 13. Glacier du Trient (mit Wolkenschatten) und Aiguilles dorées, von der Cabane Dupuis aus.

gen wir aufwärts, der von feinem, zusammengewehtem Pulverschnee bedeckt war, dessen trügerischer Weiche man nur ungern das Gewicht des Fußes anvertraute. Denn nach zehn, zwanzig Metern brach das Dach ab, und dort sank der Blick haltlos in furchtbare Tiefen ab: 1000 Meter unter uns stieß er auf die gewaltigen Schründe und Spalten des Saleinazgletschers, die aus diesen Höhen gesehen einem Gewirr von feinen schwarzen Fäden glichen.

Um acht Uhr, nach siebenstündigem Aufstieg von der Hütte aus, brachen wir durch die Gipfelgwächte und setzten unsern Fuß auf das Haupt des Riesen. O, unvergeßlicher Augenblick! Wir hatten Glück: es war vielleicht der schönste Morgen jenes Sommers, den keiner vergessen wird, der zu jener Stunde von einer Bergeshöhe ins Schweizerland hinausschaute. In ungetrübter Bläue wölbte sich der Himmelsdom, trunken schweifte der Blick über Gletscherströme in blaue Täler, über grüne Voralpen zu blinkenden Seen, über weite Ebenen, waldige Höhen in die unendliche Ferne — er umkreiste den ungeheuern Horizont, stieg aus dunkeln Tiefen zu den erhabenen Höhen des Mont-Blanc —

Vom Gebirg zum Gebirg
Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll.

Es vergingen Minuten, bis wir uns faßten, zu bewußtem Genusse dieser überwältigenden Aussicht. Gerade uns gegenüber türmten sich die aufgepeitschten Urmassen der Mont-Blanc-Gruppe auf: die wild zerklüftete, zerrissene und zerspaltene Aiguille Verte, die furchtbaren Zähne der Aiguille du Chardonnet, das drohende Massiv der Grandes Jorasses, hoch über allen aber im Aether die silberne Kuppel des Mont-Blanc, des Weißen Berges. In blauer Ferne ragten die Riesen der Westalpen. Gen Osten badeten sich im Licht die wohlbekannten Häupter der Walliser Majestäten, Weißhorn, Dent Blanche und Matterhorn. Alle aber versanken vor dem herrlichen Combin: während des ganzen Aufstiegs aus der Tiefe des Tales war er ununterbrochen gewachsen; erst schienen ihm seine Nebenbuhler bis an die Stirn zu reichen, nun waren sie zu seinen Hüften gesunken, und wie ein mächtiger Berggeist stützte er sich auf sie und kühlte die Stirn im blauen Aether, während Silberhaar und Silberbart bis in die blauen Täler hinunterflossen. Gegen Norden hinwieder tauchte der Blick in die Tiefe des Genfersees, glitt über das waldige Waadtland zu den Seen des Mittellandes hinüber, stieg an den Ketten des Jura empor, an dessen Hängen unzählige Häuschen im Morgenlichte blitzten, sprang von Bergsilhouette zu Bergsilhouette, immer lichtern bis zu der äußersten, letzten: es mochten die Vogesen und der Schwarzwald sein. Dazwischen aber lag das schweizerische Mittelland, mit ungezählten Dörfern und Städten, den blitzenden Landhäusern, dem eingelegten Silber der Seen, den blinkenden Strömen, den weißen Spinnfäden der Straßen, den Schatten der Wälder... Noch einmal wandten wir uns dem Hochgebirge zu, und wieder überwältigte es uns. Ja, ein solcher Ausblick gehört zu den mächtigsten Eindrücken dieses Lebens. Aber diese Schönheit ist keine menschliche, lebensvolle: starr, dräuend, tot, eisig, menschenfeindlich ragt diese ungeheure Ruinenwelt des Hochgebirges in den Himmel, wie ein erstarrtes, zu den Sternen aufgepeitschtes Meer; in dieser Schönheit ist keine Ruhe und Harmonie: wild, wirr, zerklüftet und zerrissen, chaotisch, ungeformt schneiden sich die Linien und Flächen im Raume. Die Schönheit des Hochgebirges ist eine kosmische: Tod und Unendlichkeit entfalten sich in schreckhafter Schönheit. Wir sehen in eine erstorbene, erstarrte Welt, wir fühlen den eisigen Hauch des Weltraums, wir ahnen die unendlichen Kräfte, die diese Welten in ihren Bahnen halten, die Gewalten, die unsere dünne Erdrinde biegen, brechen, zermürben, auftürmen, überwerfen; Raum und Zeit verschwinden, wir sehen in eine andere Welt hinein, wir sehen das Ende der unsrigen. Vor solch unfaßbarer Erhabenheit versinken wir Menschen ins Nichts. Das menschliche Herz aber erschauert in dieser tödlichen Einsamkeit und sehnt sich hinunter in die Welt lebensfreudiger, blühender, fruchtbarer Schönheit. Mit welcher Freude begrüßten wir auf unserer Rückkehr die ersten Alpenblumen, den sammetgrünen Moosteppich des Waldes, die lichten Lärchen und die dunkeln Tannen, die

ersten freundlichen Menschengesichter! Hier unten ist unsere Welt, hier unten lacht unser Lebensglück, hier unten blüht die Schönheit, die unser Herz rührt. Und man vergesse nicht: Wer sich aus dieser Welt der Menschen hinaus nach kosmischer Schönheit sehnt, der findet sie auch im beseligten Wandel der Gestirne, in der Weite einer von blinkenden Strömen durchzogenen Ebene, in der Urkraft einer im Winde rauschenden Eiche, ja im Sprießen eines Grashälmchens, in der keuschen Zartheit einer Apfelblüte; denn

... es ist das ewig Eine,
Das sich vielfach offenbart:
Klein das Große, groß das Kleine,
Alles nach der eignen Art... (Goethe).

Noch stehen wir auf dem Gipfel der Aiguille d'Argentière. Um neun Uhr begannen wir den Abstieg; es war ein kitzliges Stück Arbeit. Wir stiegen durch das Couloir Barbey in gerader Falllinie über die ungefähr 1000 Meter hohe Schneewand ab, die so steil war, daß der Hintermann einem fast auf den Schultern zu stehen schien, daß der Blick unwillkürlich zögerte, in diese schwindelnde Tiefe zu gleiten, über diese höllische Rutschbahn, an deren Ende ein mächtiger Bergschrund klaffte. Ich ging voran, genau im Takte, der dem Schritt Sicherheit und dem Geist Festigkeit verleiht; aber bei jedem Schritt rutschte ich in dem mittlerweile weich und naß gewordenen Schnee einen halben Meter weiter, und nicht einen Augenblick verließ mich das Gefühl, daß der nächste Schritt keinen Halt mehr finden und der letzte sein könnte. Nach je hundert Metern machten wir Halt, atmeten tief auf und maßen den zurückgelegten Weg, verglichen ihn mit dem noch folgenden. Und jedesmal setzte ich nur mit Ueberwindung, zögernd den Fuß weiter auf die steile, gleitende Bahn. Einmal rauschte eine kleine Lawine durch die Rinne in der Mitte des Couloirs an uns vorbei — wir beschleunigten den Schritt. Dann — ein Riesensprung über den mächtigen Bergschrund, ein Purzelbaum, und voller Erleichterung schauten wir zurück, kehrten und eilten jauchzend abwärts, der freundlichen Welt der Menschen zu.

Hans Corrodi, Zürich.

---

† Professor Dr. Theodor Kocher

(25. August 1841 bis 27. Juli 1917).

Mit Bildnisbeilage.

In Professor Kocher verliert das Vaterland einen der hervorragendsten Lehrer, die ärztliche Wissenschaft einen ihrer bedeutendsten Vertreter, die leidende Menschheit den erfolgreichen Helfer, die Menschheit überhaupt einen der Besten. Heute, wo dieses großartige Leben als ein Ganzes vor uns liegt, fragt man wohl nach dessen Einzelheiten und den Bedingungen, daraus das Große ward. Es bleibt aber darüber wenig zu berichten. In ruhiger Geradlinigkeit baute sich das äußere Dasein. Die Kindheit leitete von Burgdorf nach Bern über. Bern, das dem jungen Gelehrten früh die oberste Lehrstelle einräumte, wurde seine eigentliche Vaterstadt, der er treu blieb bis zum Tod, unbekümmert um die werbenden Stimmen von außen, die ihn immer wieder von der Heimat weglocken wollten. Die zahlreichen Reisen aber, die ihn durch die halbe Welt führten, dienten alle der Wissenschaft und ihnen, denen sie zum Heil wurde. Und der schlichten Folgerichtigkeit und klaren Einheitlichkeit des äußern entsprach auch das innere Leben. Nachdem der vielseitig Begabte sich einmal für den einen Beruf entschlossen hatte, widmete er sich ihm auch ungeteilt und mit der ganzen Hingabe des Mannes, der nicht nur die Größe und Macht des eigenen Geistes erkennt, sondern auch die Verpflichtung, die in solcher Kraft liegt, der sein Auserwähltsein nicht als Verdienst empfindet, sondern als immer neu zu verdienende Gnade. Wenn man heute dieses Leben betrachtet und sieht, mit welch beispielsloser Zielsicherheit und Klarheit sich alles vollzog, wie unter der Führung des bewußten Willens jede Einzelheit dem Ganzen dienstbar gemacht, die außerordentlichen Kräfte gesammelt und in ihrer Sammlung zur höchsten Betätigung gebracht wurden, und man nun vernimmt, daß es eigentlich ein Zufall war, der den zwischen Philologie und Medizin Schwankenden, auch wohl